

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfener General-Anzeiger

Nr. 51

Düsseldorf, 4. August

1917.



An der flandrischen Küste: Eingang eines Mannschaftsunterstandes mit Kochherd.

Oben. W. Grosse Verlag.

Die Flut kommt.

Stiige von Max Karl Böttcher.

Ein milder Nordost trieb düstere Schleier über das Watt. In den Prielcn gurgelten die Wasser, und die Möwen flogen mit heiserem Schrei über den nackten, kahlen Meeresboden. Drüben hinterm Deich stand Bernt Rasmussen an seinem hochrädigen Wattenkarren und schaute zu, wie der Knecht den Gaul einführte. Der Deichvogt stand neben Bernt Rasmussen und sprach auf ihn ein, viel eifriger, als es sonst des bedächtigen Alten Art war, und als Rasmussen zu all den Reden des Alten den Kopf schüttelte, da ging endlich der Vogt mit einer ärgerlichen Geste davon.

An der steilen Treppe zum Leuchtturme stand Junge Jasty. „Will er nicht, Vater? Will er wirklich nicht?“ fragte sie in banger Erwartung.

„Er will nicht, um keinen Preis. So mag er fahren, der Dickkopf!“ Das blonde Mädchen biß sich auf die Lippen und überhörte absichtlich Bernt Rasmussens Ruf: „Leb wohl, Junge!“

Der junge Bernt schwang sich auf den Fahrstuhl seines Wattenkarrens, schnalzte mit der Zunge, und der Gaul zog an. Der Dünenland hob auf und laufend fuhr das Gefährt durch die Stauwehrepforte des Innenbeides. Der alte Vogt sah ihm nach und hob bedauernd beide Hände ein wenig. Da rief ihn der alte Schäfer: „Was, laßt Ihr den Jungen fahren, Vogt? Er kommt nicht mehr durch den Priel.“

„Der Rasmussen? Der beste Wattenfahrer am Nordbeich? Er kennt das Watt wie kein Zweiter. Der Dickkopf kommt heim.“

Der alte Schäfer äugte blinzeln in den Himmel, dann sagte er in prophetischem Tone: „Er kommt nicht heim. Der große Priel wandert; der Gaul kann die Flut nicht mehr stemmen.“

Das hörte droben Junge.

„Vater, so ruf ihn doch zurück, Vater!“ rief sie heftig.

Da schien den Alten selbst die Sorge zu paden. Er kletterte, so rasch er konnte, auf des Turmes Rinne, erfaßte das Sprachrohr und brüllte, so laut er konnte, seewärts: „Rasmussen! Rasmussen!“

Aber von West schlürfte jetzt ein so tüchtiger Böwind, der da irgendwo im Schlid geschlummert hatte, über das Inselchen und saßte hurtig des Alten Ruf und verschlang ihn, und Rasmussen, der jetzt gerade am Friebschhofe der Heimatlojen vorüberjaufte und den Anstieg zum Außenbeich mit seinem hohen Wattenkarren fast emporjwang, hörte nicht des Alten Ruf. Nun saufte der Wagen drüben hinüber den Deich hinunter und setzte hüpfend ins Meer. Der Gaul witterte, bäumte sich und losbodelte, als ihm der reuchte, tolle Schlid über Rüßern und Mähne sprühte. Er schüttelte sich und wollte, obgleich er des Wattenfahrens längst gewöhnt, doch ausbrechen. Aber Bernts eiserne Haut zwang ihn ins Watt, und so patfchte er durch.

Die Inselbauern, die des Deichvogts Ruf durchs Sprachrohr vernommen, ließen zusammen. „Was schreit der Vogt?“ fragten sie den Schäfer.

„Der Rasmussen von drüben, der Junge Jasty freien wollte, ist unwirisch dabongefahren.“

„Der vom Marschhofe, des Deichgrafen Sohn?“

„Ja der. Er wollte Junge als Frau mit in die Marsch nehmen, aber der Alte gibt sie nicht fort vom Eiland. Der Rasmussen soll sich hier anbauen, denn der Alte kann sich nicht von der Dern trennen.“

Da gingen die paar Bauern still von dannen. Sie hätten es gerade so gemacht wie der Vogt. Wenn ein blondes Mädel blüht hier im einsamen Watteninselchen, der möchte es gern behalten.

Und Junge stand droben an der Leuchtkinne des Turmes und verfolgte ihres Bernts Wagen. Der saufte weiter durch den trüben Schlid. Tiefend zeigte sich die Fahrstraße durchs Meer, und von ganz drüben in weiter, weiter Ferne leuchteten die Gemäuer des Marschhofes, Bernts Heimatscholle.

Immer kleiner, immer winziger ward Bernts Gefährt, und immer nebliger wurde der Schlid, und über das Watt zog es in langen, dichten Schwaden, grauem Dampfe gleich.

Junge stand und lauschte. Und dann war es da, das feine, das unheimliche Geräusch, das saufte, kräuselnde Gurgeln und Plätschern, das von Minute zu Minute wuchs, näher und näher kam, das in einer Stunde zum Rauschen würde, zum Rauschen und zu Wogen in wilder Flut: Das Meer kehrte heim, heim zum Strande, anstufend und spülend, und er war draußen im Schlid, und die Nebel hockten über den Prielcn. Bernt Rasmussen kam an den ersten Priel, den kleinen.

Und hier merkte er schon, daß das Meer auf der Heimkehr war. Noch stand das Wasser ruhig in der Mulde. Das Pferd hob den Kopf, blähte die Rüßern, verhielt den Schritt. Aber Bernt griff mächtig in die Zügel. Der Gaul ging vorn hoch und setzte nun in das Wasser, das hoch über Kopf und Wagen spritzte. Und als sie drüben die Böschung des Priels emporgekommen waren, hielt Rasmussen das Gefährt an. Er sprang ab, streichelte das Tier und gab ihm ein Stück Meben, daß er in seiner Tasche fand.

Er überlegte nun. Vor oder zu-rück, beides gleich gefährlich. Vor sich sah er den Hof seiner Väter lodend im Nebel schimmern, hinter sich spürte er das tüchtige Meer. Da vernahm er das leise ferne Rauschen. Mit einem Sprung sah er auf dem Fahrstuhl des Karrens, ließ die Peitsche über den Rücken des Tieres laufen, und wie bei einer Wettfahrt saufen sie nun über das Watt. Der Wagen hüpfte und langte und sprang; der nasse Schlid spritzte hoch auf und überschüttete Kopf und Mann mit einem harten Regen und die zerfahrenen Rufschneln knirschten wie im Wehgeschrei; die Möwen flieben ächzend auf von ihrem Aigelage.

Da kam der große Priel; er mußte es sein. Ja, was war das? „Se, Stute, steh!“ Mit einem Rud stand der dampfende Gaul und zitterte, und in großen Pflocken tropfte der schäumende Gischt hernieder.

Bernt Rasmussen wippte mit der Hand über Stien und Augen. Hatte er sich denn verfahren? War nicht vor vier Tagen, als er inselwärts fuhr, um Junge zu freien, hier noch der tiefe Priel gewesen? Er orientierte sich. Da standen richtig fest die in dem Meeresboden verenkten Wegzeichen, die er selbst als einer der besten Wattenkundigen im Frühjahr mit der Strandkommission mit aufgestellt hatte. Da drüben, gerade vor ihm, leuchtete die Siebelwand vom großen Marschhofe. Und der Priel war verschwunden. Da ließ ein Grausen über seinen Körper. Der Priel war in den wenigen Tagen gewandert, war hier verschwunden, um, wer weiß wo, wieder aufzutauden, vielleicht viel tiefer, viel reißender, als er hier gewesen war.

Dann war er verloren.

Nun vorwärts! Er sprang wieder auf. Wieder jagte das Gefährt davon. Ganz unmerklich füllten sich die kleinen Lachen und Mulden mit Wasser, und näher, immer näher kam das dumpfe Rauschen der stromenden Flut. Dazu senkte sich der Abend jetzt schnell über das Watt. Im Westen glähte dunstverschleiert ein roter Ball, die sinkende Sonne. Draußen auf offenem Meer fuhr in stolzer Sicherheit ein Riesendampfer vorbei. Ruffit mochte auf Deck sein, denn der Nordwest trieb leise abgeriffene Töne über das Watt. Die Menschen drüben auf den Salondocks ahnten wohl kaum, daß hier zwei Wesen mit dem Meere, mit dem Tode um die Wette liefen. Jetzt schon das zurückkehrende Meer schon, wie lange gierige Finger züngelnde schmale Wogen vor, die sich aber im Sande wieder vertiefen.

„Bald werden sie bleiben und nicht mehr verschicken,“ dachte Bernt, stellte sich im Wagen aufrecht und schlug nun mit der Peitsche auf das Pferd. Da — jäh ging es talwärts, es spritzte wild auf, und nun schlugten im nächsten Augenblick die Wogen über Kopf und Wagen.

„Der Friel!“ schrie Bernt und riß das Pferd zurück, aber der Gaul bekam keinen Grund mehr und ward von der Strömung seitwärts fortgerissen. Der Wagen kippte um, und nur mit Mühe konnte sich Bernt anklammern. Er riß sein Dolchmesser heraus, durchschnitt Riemen und Gurt, die das Tier an die Deichsel fesselten. Das Pferd bäumte sich in tödlicher Angst und schüttelte den Reiter ab. Bernt klammerte sich am Wagen an und sah nun, wie das befreite Tier von der wilden Strömung abgetrieben wurde. Er selbst hockte auf dem umgekehrten Wagen und mußte sich der reißenden Strömung überlassen.

Wenn er abspringen und den Rand der jenseitigen Böschung des Friels erreichen könnte. Aber er würde nicht durch die Strömung kommen. So blieb er auf dem Wagen hocken, stemmte die Beine gegen ein hervorragendes Rad und ließ sich treiben.

Der Deichvogt und die Inselbauern hatten auf Drängen und Ritten Inges einige Boote florgemacht, und sie warteten nun auf die Flut. Just im selben Augenblick, da Bernt mit seinem Wagen in den abgewanderten Friel einsehte, schoben die Fischer ihre Boote ins Meer. Ein paarmal stauchten die großen, schweren Holzklößen noch auf, aber dann sah das Wasser, die Riemen fanden Widerstand und nun zogen in langer, breiter Kette die Boote westwärts.

Inge hockte mit im Boote des Vaters. Sie spähte mit dem Fernrohr das Watt ab, aber es war bereits so dunkel über dem Schlid, daß sie nichts erkennen konnte.

Nur drüben der Warichhof glänzte noch hell im scheidenden Sonnengold.

Die Flut nahm die Boote rasch vorwärts. Da ertönte vom äußersten Boot ein jäher Ruf. Die andern Rohen nahmen ihn auf und gaben ihn weiter, und nun flatterte das Wort auch in des Deichvogtes Boot, hart und rauh: „Ein Pferd, Bernts Pferd!“ Da schlug

Inge die Hände vor ihr Antlitz und krümmte sich vor Schmerz, aber kein Laut kam über ihre Lippen. Der Alte stand aufrecht am Steuer; er rührte sich nicht.

Nun wieder ein Ruf: „Der Wagen!“ Und dann ein Schreien und Rufen in die finstere Nacht hinein: „Bernt! Bernt! Er lebt! Er lebt!“

Alle Boote steuerten dem Rufe nach, und nun vernahm man auch Bernts Stimme: „Mehr Badbord! Mehr Badbord!“ Und dann ein jubelndes Ahoi! Ein Prallen und Krachen und ein Duzend schwieriger Friesenhände hielten den von der Wucht des Anbralles zersplitterten Wagen und halfen dem vom Stoß ins Meer gestürzten Bernt aus dem Wasser ins Boot.

Drei Stunden später.

In der Leuchtturmschenke geht es lustig zu. Der Bogt hat die ganze Inseltschaft zu Greg und Butterleben geladen. Man trinkt und spielt, und das junge Volk tanzt; hinterm Kamin hockt in Decken gehüllt Bernt Rasmussen, und an seiner Seite sitzt mit stillem glüdlichem Antlitz Inge.

Da tritt der Deichvogt hinzu.

„Na, Dickkopf, der Gaul wäre pfutsch.“

„Ja, Bogt, und der Wagen auch.“

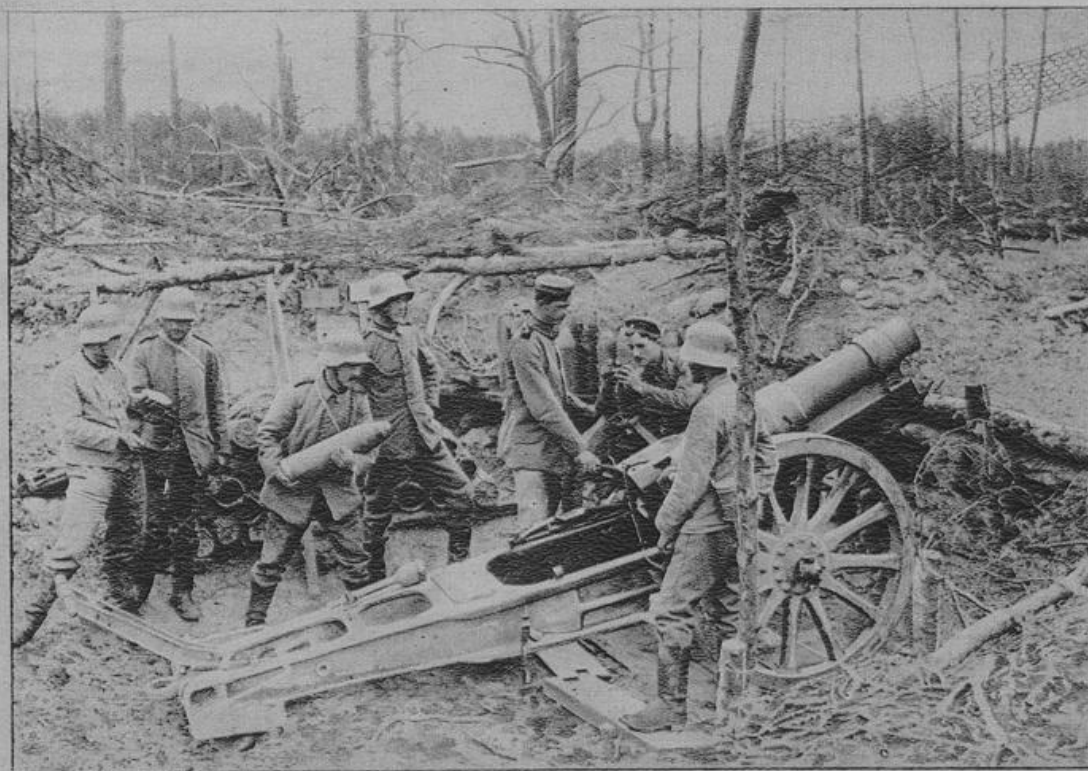
„Im, sind tausend Kronen hin.“

„Die sind hin.“

„Im, Ihr tut mir leid, Dickkopf! Wißt Ihr was, ich schenk Euch, ein Stück Land hier auf dem Eiland, verlaßt das an Brink Erichsen der sucht sich eine Hoffstelle für sich und seine Dorn.“

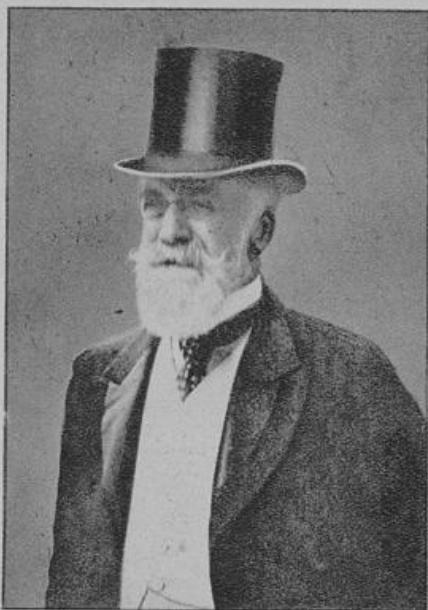
„Danke, Bogt, das Land nehm ich schon an, aber verlaufen will ich's nicht. Ich brauch selbst eine Hoffstelle für mich und meine Dorn.“

Da schlug ihm der Alte lachend auf die Schulter. „Das konntest du trodner haben.“



Eine 15-cm-Haubiße in Feuerstellung.

Phot. C. Dransfeld, Hamburg.



Der frühere deutsche Botschafter in Paris Fürst Radolin †.

Der Fürst ist 76 Jahre alt geworden.
Electrophot.

Fürst Radolin,

der ehemalige deutsche Botschafter in Paris

ist auf seiner Herrschaft Jaroschin gestorben. Er war 1841 geboren, Abkömmling eines alten polnischen Adelsgeschlechts und wurde nach längerem diplomatischen Dienst 1883 Hofmarschall des Kronprinzen, späteren Kaisers Friedrich, der ihn 1888 in den Fürstenstand erhob. Fürst Radolin ging als Botschafter 1892 nach Konstantinopel, 1895 nach Petersburg und 1901 nach Paris, wo er 1910 nach der Marokkoangelegenheit den Dienst quittierte. Dem preussischen Herrenhause gehörte der Fürst als erbliches Mitglied an; er war seit 1888 Wirklicher Geheimrat. Kaiser Wilhelm II. ernannte ihn zum Oberst-Truchseß.



Linienfahrtsleutnant v. Trapp,
Kommandant des österreichisch-ungarischen U-Bootes, welches Dorn in Nordafrika erfolgreich beschloß.
Phot. Berl. Illust.-Ges.



Professor Dr. h. e. May von Liebermann, der berühmte Kunstmaler, feierte den 70. Geburtstag
im Kreise von Freunden und Verehrten in seinem Heim in Wannsee bei Potsdam. Liebermann, den die Berliner Universität zum Ehrendoktor ernannte, spendete aus diesem Anlaß 100 000 Mark für nothleidende Künstler.
Professor Sarre (1), Maler Fritz Rhein (2), Gerhart Hauptmann (3), Professor Klimsch (4), Maler Mole (5), Professor Liebermann (6), Maler Kurt Herrmann (7), Professor Arthur Kampf (8), Eheginat Lehrs, Dresden (9), Professor Kraus (10), Eheginat Schwichten, Präsident der Königl. Akademie der Künste (11).
Phot. Berl. Illust.-Ges.

Zur Jagdzeit auf Orr-Föhrhof.

Novelle von H. Zimmermann.

Wenn durch den uralten schwarzen Föhrenbestand zwischen weiß und goldenen Birken, hochgewölbten Eichenkonen, waldaus, waldein das Wild zog, der schwergeschaukelte Elch, der heimliche Fuchs, der Hirsch, das flinke Reh und das Geflügel, dann fiel es auch auf dem Orr-Föhrhof ein wie ein Schwarm herbstziehender Sommervögel — Gäste kamen auf den schönen, waldbüsch im kurischen Hügelland gelegenen Edelsitz des Kammerherrn Baron von Hahn.

Sie tauchten auf, jagdtroh und sorgenlos, die letzte lichte, sonnige

Der junge reichsdeutsche Graf Claudius Dromnig kam in diesem Jahre zum ersten Male nach Kurland und war begierig nach der ihm oft gerühmten Schönheit des Ländchens, dessen Bewohner ein menschenfreundliches, schätzenswertes Volk sein mußten. Sein Anteil darüber kam aus der Bekanntschaft mit einigen hier alleingesehnen Edelleuten her, die er an fremden Höfen getroffen hatte.

Diese Männer und Frauen zeichneten sich alle durch große Feinheit des Verstandes, des Geistes und der Regsamkeit aller guten Gefühle aus, was sich in ihrem Wohlwollen und ihrem Wohlgefallen an



Aus den Waldkarpathen: Gegend von Kopiface am Theis-Übergang.

Zeit des Jahres bei den gastfreundlichen Nachbarn genießend, blieben eine Zeitlang und gingen wieder, hatten sie dem Jagdvergnügen Genüge getan. Es war ein schönes Hausen auf dem Orr-Föhrhof; eine Welt voll Behaglichkeit, Beschaulichkeit und gehaltvoll-geruhigen Lebens tat sich dem Ankömmling auf, und kurische Gastfreundschaft in ihrer Reichlichkeit und Gefälligkeit wurde nicht müde, zum Bleiben zu nötigen und das Beste an leiblichen und geistigen Genüssen zu bieten.

Wer landsfremd hereinkam, empfand doppelt annehmlich die freundlichen Eigenarten baltischen Lebens, wo die Volksgenossen einander nicht nur äußerlich Achtung und Ehre erweisen, sondern auch in innerlicher Gemeinschaft, durch aufrichtige Anteilnahme des einen am andern, durch mancherlei Rücksicht und freundliches Betragen das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit stärken, ihre Sprache, ihre deutsche Wesensart und Sessittung aufs Beste fördern.

ihren Nächsten laut belundete. Man befand sich bei ihnen in der Gemütlichkeit, in der Eintracht und freundlichen Teilnahme einer großen Familie, wo der eine immer für den andern da war und ihm viel galt. Das hatte für Claudius Dromnig, der ohne Familie war und nur kurze Verwandtschaft besaß, so viel Anziehendes gehabt, daß er mit dem Kammerherrn Baron von Hahn und dessen hochbetagter Mutter in enge freundschaftliche Beziehungen kam, als die Herrschaften einen Winter in Berlin lebten.

Sie hatten ihn viele Male in Briefen gebeten, zu ihnen nach Kurland zu kommen, aber sein pflichtentrichter Diplomatenberuf hatte ihn nie die Zeit finden lassen. Doch heuer, in den ersten klaren Herbsttagen, zog er auf dem Orr-Föhrhof ein, die Zahl der Gäste mehrend. Nach der Hast und Unruhe der Großstadt, den Anstrengungen seiner Pflichten, dünkten ihn das Beisammensein mit den fein-einfachen Menschen, ihre edlen Unterhaltungen, fröhlichen

Jagden, Besuchsfahrten und gelegentlichen Familienfeste ruhm und lösslich, und fröhlich genoss er mit ihnen die schöne bequeme Zeit.

Da brach es plötzlich in die heitere Gemeinschaft der Gäste, den angenehmen Rhythmus dieser Tage, ihr Leuchten jäh verdunkelnd wie wild stürzender Wetterschlag.

Graf Claudius Drommich wurde auf einsamer Jagd von einem Wilddieb in die Brust geschossen und für tot von lettischen Holzschlägern, die ihn gefunden, ins Schloß gebracht. Spät am Abend kamen die Männer mit ihrer Last aus dem Walde herein und schreckten die Schloßbewohner auf. Fragende, flüsternde Stimmen hörte man auf allen Gängen, die Dienerschaft gab Scheu und verstört Auskunft. Der Kammerherr ließ eilends seine besten Pferde anspannen, fuhr zum nächsten Arzt und brachte ihn herbei. Alles atmete auf, als man das Getrappel der heimkehrenden Pferde von der nachtschwarzen Tannenallee, die zum Schloß heraufführte, hörte — jetzt kam der Arzt.

Die Damen blieben in ihren Gemächern, die Herren versammelten sich im Saal; zu ihnen gesellte sich Fräulein Liberta von Behr.

Die Herren disputierten aufgeregt, sie verhielt sich völlig passiv, sah in einem großen alten Lehnstuhl am prasselnden Kaminfeuer, dem sie ab und zu, als friere sie, neue Nahrung zuführte. Sie stemmte den rechten Arm auf die Lehne des Sessels und stützte den Kopf in die Hand. Die rote Blutstrahlte ihr blaßes Gesicht an, übergeh ihr wundervolles lichtblondes Haar, umwob die Linien ihrer Gestalt und spiegelte sich in ihren glänzenden grauen Augen. Hätten die Damen sie jetzt so sehen können, sie würden wieder in staunender Bewunderung von ihr geflüstert haben. Sie hatten vor diesem weltkundigen, vielseitig gebildeten Mädchen alle eine Art Respekt, da sie meist selbst nicht viel von der Welt gesehen hatten, dann auch, weil die Männer ihres Kreises Liberta von Behr in ihren gelehrten und politischen Auseinandersetzungen gern zu Wort kommen ließen.

Ramen landfremde Gäste und Liberta weilte im Hause, so überließ man sie ihr gerne zur Unterhaltung. Es war etwas wie eine feine Eitelkeit dabei, ein Stolz; man wollte den Fremden zeigen, welche schöne und dabei kluge Mädchen die litauischen Edelfrauen aufzuweisen hatten.

Liberta von Behr war Waise, schwer reich und lebte zur Winterszeit in Mitau in einem wunderbaren alten Palast, den Sommer verbrachte sie auf den gastreichen Schlössern ihrer Freunde, bei ihrem Großvater oder auf einem ihrer eigenen Landhöfe.

Es fehlte ihr nicht an Freiern unter den jungen Edelleuten, aber sie genoss die Verehrung, die man ihr darbrachte, wie Potentaten Huldigungen genießen, mit kühler Freundlichkeit, oft leisem Hochmut. Niemals machte sie einen Unterschied zwischen ihren Anbetern, keiner konnte sich einer Gunstbeziehung rühmen, und doch lag in unbewachten Augenblicken auf dem Antlitz des jungen Mädchens etwas seltsam Sehnsüchtiges, Glückverlangendes.

Die jungen Edelleute, die als Jagdgäste im Schloße weilten, beteten sie an, die jungen Mädchen beneideten sie, und trotz allem Wohlwollen, aller Freundschaft, freuten sie sich nach Mädchenart heimlich, daß der reichsdeutsche Graf Drommich sich nicht wie die andern gleich nach ihrer Ankunft im Dre-Föhrtshof mit vor ihren Siegeswagen gespannt hatte.

Es sah aus, als übersehe er die schöne Liberta vollkommen. Höflich bot er ihr Morgen- und Abendgruß, half ihr in den Sattel, begleitete sie gelegentlich, wenn sie mit ihrer schönen Altstimme ein Lied vortrug, dazu am Flügel, aber kein Hauch von Wärme, kein Strahl der Verehrung mischte sich in diese kleinen selbstverständlichen Kavaliärdienste; er war nicht höflicher zu ihr als zu der alten Baronin von Hahn, der Mutter seines Freundes, des Schloßherrn.

Anfangs hatte Liberta Behr das kühl-ruhige Benehmen des jungen reichsdeutschen Edelmannes befremdet, fast hätte es sie gereizt, all ihre Eroberungskunst aufzuwenden, um ihn zu gewinnen, doch gleich darauf wies sie mit einem spöttischen Lächeln den Gedanken von sich. Wie würde sie, Liberta Behr, einen Mann umwerben, so etwas war undenkbar, selbst als Spiel, zum Zeitvertreib. Und doch war der Graf der erste Mann, der ihr mehr Interesse abnötigte, als sie sich leisten mochte. Er war ein durch und durch vornehmer Mann, intelligent, ein vortrefflicher Diplomat, der für führende Posten geradezu berufen war. Auch im Äußern hatte er dem Geschmack

des jungen Edelsträulins entsprochen; seine Figur war schlant, rassistig, in jeder Bewegung gemessen, doch ohne jegliche Steifheit, sein Antlitz schmal, fettlos und leicht gebräunt, Haupthaar und Bart tief schwarz. Das nordische Schwere, Ernsthafte in seinem Wesen zog sie unbeschreiblich an, aber niemals hätte sie auch nur einen Schimmer von den Gefühlen durchblicken lassen, die sie für ihn empfand.

Als sie heute am Morgen zur Jagd aufgebrochen waren, hatte sie, die einsame Jagd über alles liebte, sich bald im Walde von den andern getrennt, später auch der Graf. Am Spätmittag, als die andern Gäste nach und nach von ihren Streifereien zurückkehrten, war auch Liberta Behr mit ihnen gekommen, selbstamerweise mit leerer Jagdtasche. Man hatte sie darob weidlich genekt, sie aber, seltsam mißlaunig und sehr bleich, hatte sich nach wenigen kurzen abweisenden Worten rasch auf ihr Zimmer zurückgezogen und war erst wieder hervorgekommen, als die Schreckensnachricht durch das ganze Schloß lärmte.

Sie sah und wartete auf Baron Hahn. Ab und zu versuchte einer der Herren schüchtern, die in trübe Gedanken versunkene Liberta ins Gespräch zu ziehen. Man wußte, der junge Kammerherr hatte unter seinen Untergebenen Feinde; das kam von seinem herrisch strengen Wesen, seinem scharfen Rechtsinn; darüber sprach man. Vor wenigen Tagen hatte er einen ungetreuen lettischen Verwalter entlassen, und man vermutete, daß dieser im Dunkel des Herbstabends den Grafen Drommich mit ihm verwechselt und so den Mord an diesem begangen habe.

„Mord?“ Liberta schauerte zusammen. „Mord?“ fragte sie, sich aufrichtend. „Herr von Wetter, ist der Graf tot?“ Ihre Stimme zitterte wie in Angst und Mitleid. Aller Blide wandten sich ihr zu. Stolz begegnete der ihre den vielen Augenpaaren, darin sie Neugier, Verwunderung und Mißgunst ob ihrer ungewöhnlichen Teilnahme las.

Herr von Wetter zuckte die Achseln. „Tot? Noch ist er's nicht, aber die Wunde ist schwer, wir werden ja nachher hören, was uns Hahn für Nachrichten über ihn bringt.“

Liberta Behr nickte wie gleichmütig vor sich hin, aber im Innern zog sich ihr das Herz zusammen in Angst und Schrecken. Und einmal noch murmelte sie vor sich hin: „Mord?“

Als der Kammerherr nach zwei Stunden in den Saal trat, stand sie rasch auf und kam mit ihrem anmutig gleitenden Gang auf ihn zu. „Wie geht es dem Grafen?“

„Schlecht genug, liebe Liberta,“ antwortete er seufzend, und dann setzte er grimmig hinzu: „Weh' dem Keel, der diese Blutschuld auf sich geladen hat, mir meinen besten Freund niederzuschleichen wie ein Stück Wild, dem schwöre ich, daß es ihm schlecht ergehen soll.“

„Hat der Arzt die Kugel entfernt?“

„Ja, sie hat die Lunge gestreift und ihn so schwer verletzt, daß der Arzt kaum Hoffnung gibt.“

„Wenn die Kugel da ist, wird es leicht sein den Mörder zu finden,“ meinte ein junger Mann.

„Glauben Sie?“ fragte Liberta Behr, ihn mit großen, dunkel umrandeten Augen anblickend.

Eifrig debattierte man jetzt über dies Thema. Liberta hörte schweigend zu. Die Waffe mußte, nach allgemeiner und sehr sachkundiger Ansicht, ein amerikanischer Jagdstutzen gewesen sein.

Noch in der Nacht depeescherte Baron Hahn um einen Detektiv nach Mitau.

Graf Drommich lag in heftigem Wundstieber und rang mit dem Tode. Alle Freude schien im Schloße ausgestorben zu sein. Die fröhlichen Jagdhörner erklangen nicht mehr, traurig heulten die Meuten der Jagdhunde in ihrem Zwinger, wenn ihnen der frische Herbstwind um den Kopf wehte, wenn fern aus nachbarlichen Jagdgründen das Hifthorn lang und Hundegelläuf herüberlörnte. Die Rutschen belebten nicht mehr die weiße Straße mit fröhlichem Pferdegetrappel, geräuschlos glitten die Gummireifen die Schloßallee hinab, der größte Teil der Gäste reiste ab. Was sollte man in einem Hause, wo stündlich der Tod am Tore Wache hielt, wo man nicht mehr sang, lachte, Tafel hielt und potulizierte, wo es keine fröhlichen Jagdritte mehr gab und die Füchse unbehelligt durch die Herbstfelder streifen konnten.

Man bedauerte den Grafen, man bedauerte die alte Baronin Hahn und man fand Liberta von Behrs Wesen wunderbar; sie griff

werttätig mit zu bei der Pflege des Grafen. Man war überrascht; war dies noch die spröde, ein wenig hochmütige, die abseitige Liberta Behr?

Man flüsterte allerlei, wenn sie nicht im Salon war, aber selbst untereinander wagte man nur leise Andeutungen, wie solche, daß endlich ihre Stunde geschlagen habe, aber wohl kaum Aussicht auf Erfüllung ihres Herzenswunsches bestche.

Einer erzählte den Damen, daß Graf Dromniß mit der Tochter eines schlesischen Magnaten so gut wie verlobt sei, ja, einmal tauchte auch das Gerücht auf, diese junge Dame befinde sich mit ihren Eltern auf der Reise nach Kurland, um ihren sterbenden Verlobten ein letztes Mal zu sehen.

Daß der Graf sterben müsse, stand bei den letzten zurückgebliebenen Gästen fest. Allerdings törichte Gespenstergeschichten tauchten auf und wurden kolportiert. Da hatte man um Mitternacht einen dumpfen Sang aus der Grabkapelle, schlürfende Schritte auf Treppen und Gängen vernommen, und die Diener, die den Tee servierten, ließen kalt die Kuchenteller fallen und rissen die Augen weit auf in Angst und Grauen. Die alte Baronin Hahn erlebte die törichtesten Geschichten mit ihrer Dienerschaft. Seufzend äußerte sie sich zu Liberta Behr, sie wolle ihrem Schöpfer danken, wenn diese Spukseher unter den Gästen Orr-Föhthof verlassen wollten. In der Nacht, die über Leben und Tod des Kranken entscheidend war, erreichte die Gespenstfurcht und Torheit ihren Höhepunkt.

Die Glockenschläge, die Mitternacht verkündeten, waren verhallt, des Kammerherren Diener, der sich eben zur Ruhe begeben wollte, sah, als er sein Kammerfenster schloß, aus der Gruftkapelle im linken Schloßflügel einen schwachen Lichtschimmer, er sah den dunklen huschenden Schatten des Wachhundes heranpirschen und dann plötzlich das Tier heulend mit eingeknicktem Schwanz flüchten. Statt vor Schrecken stand er und schaute mit weit aufgerissenen Augen hinüber, weckte den Haushofmeister, und dieser, einer der Mutigsten, meinte, es müßten Diebe in der Kapelle sein. Er weckte seinen gesamten Stab, der ihm zähnelappend nach der Kapelle hinüber folgte.

Der Laternenschein schwankte durch die düsteren Gänge, riesengroß huschten die Schatten der Männer an den weißen Wänden hin, immer zögernder und kleiner wurden die Schritte des Haushofmeisters.

Plötzlich blieb er laufend stehen. „Hört Ihr nichts, es ist mir, als käme jemand näher?“ fragte er mit geprechter Stimme. Die andern fuhren zusammen, hielten still und lauschten. Und da hörten sie, wie Schritte näher kamen, nicht laute, hallende Schritte eines Menschen, es war wie ein Gleiten und Huschen, hielt still und jezt kam ein feiner grünlicher Lichtstrahl um die Ecke des Ganges, der nach der Kapelle führte; ehe die vor Schreck Erstarrten sich zu besinnen vermochten, tauchte eine schmale weiße Gestalt am Ende des Ganges auf, ihr weißes Gewand schleifte über die Fliesen, von ihren zarten, fromm gefalteten Händen ging der schwache Lichtschein aus, ihr Haupt verhüllten weiße, wallende Schleier. Wie ein Schluchzen klang es zu

den entsetzt an die Wand gedrückt Dienern herüber, dann verschwand die Gestalt lautlos auf der Treppe nach dem Fremdenflügel, wo der kranke Graf lag.

Ein Klirren und Rascheln, das Getrappel eiliger Füße, der Haushofmeister und sein Stab flohen entsetzt. „Er stirbt,“ wiederholten sie immer wieder, als sie in ihren Räumen hinter verriegelten Türen sich in Sicherheit glaubten, „der Geist der Edlen Anna Laurence holt ihn und wir haben diesen Geist gesehen!“ Schauernd barg der Kammerdiener des Barons das Gesicht in den Händen.

„Lasset uns beten,“ sagte der Haushofmeister mit hohler Stimme, aber es wurde ihm erst wohl, als er ein großes Kelchglas Chartrause geleert hatte. Jeden Augenblick erwartete er die Klingel zu hören,

die ihn zu Seiner Gnaden rief, um zu vernehmen, daß der Graf verschieden sei, auf Orr-Föhthof die Flagge auf Halbmast gehißt werden müsse und der sonstige Trauerapparat in Bewegung zu setzen sei.

Ruhig verging die Nacht. Als der Kammerdiener am Morgen in das Zimmer seines Herrn trat, fand er ihn im tiefen Schlafe und hörte von Fräulein von Behrs Jungfer, daß der Graf gerettet sei.

Der Haushofmeister fand es aber doch angezeigt, seinem Herrn von dem nächtlichen Gespenst Mitteilung zu machen. Baron Hahn, den die Rettung seines Freundes gut gestimmt hatte, lachte ihn aus. Beleidigt ging der Haushofmeister fort, wie konnte ihm Seine Gnaden zutrauen, daß er wohl des Abends zu viel getrunken habe. Er schüttelte hinter der Tür den Kopf, er hatte doch sämtliche acht Diener als seine Zeugen. Nun, Seine Gnaden würde sich sicher noch davon überzeugen, daß er, David Lute, die Wahrheit gesprochen habe. Was wollte das sagen, wenn es hieß, der Graf sei gerettet, wenn dies der Arzt sagte. Er aber hatte Ihre Gnaden Anna Laurence leibhaftig auf dem Gange von der Gruftkapelle herkommen sehen, den Geist der Anna Laurence, der jedem der Edlen auf Orr-Föhthof den Tod anzeigte.

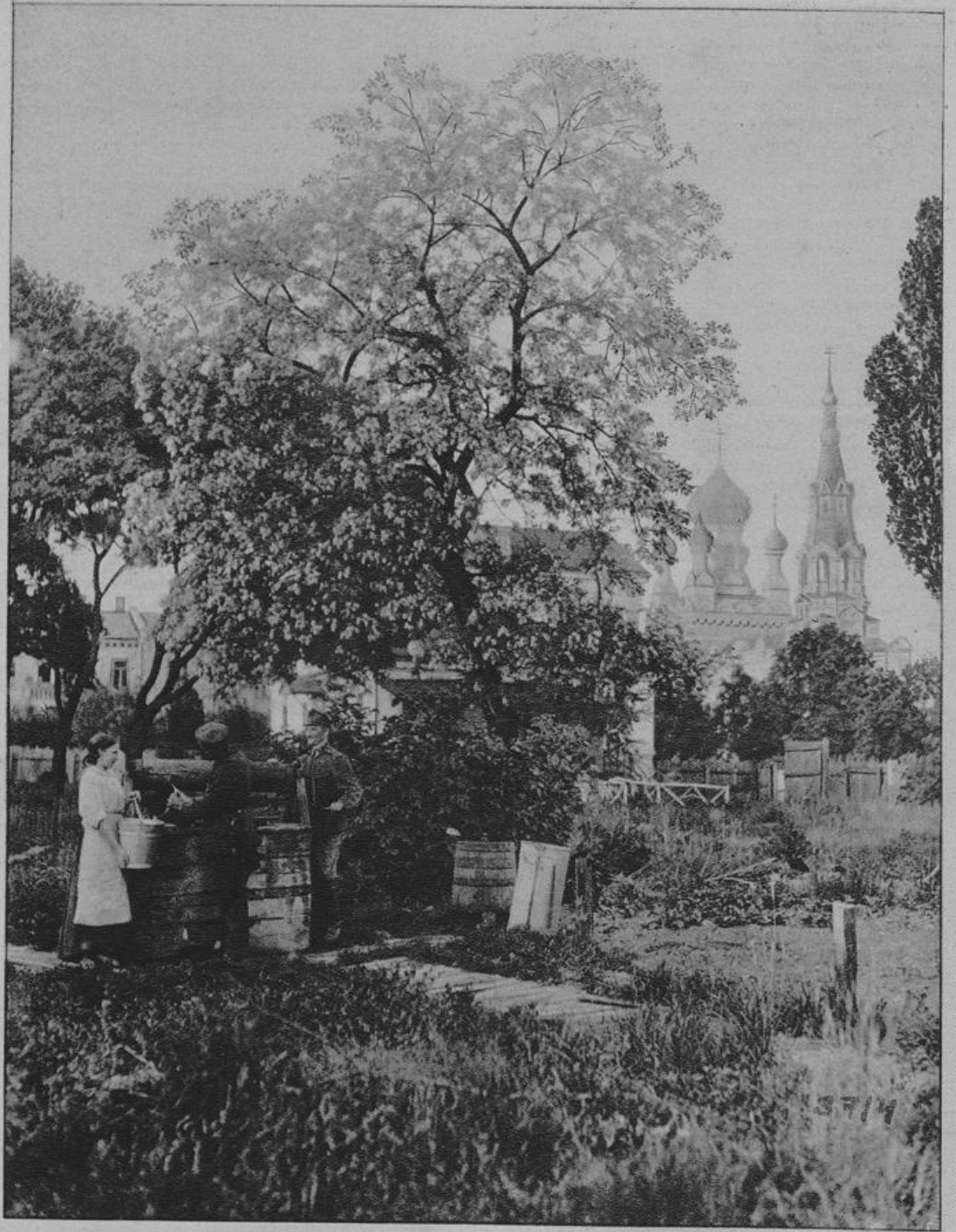
Starb der Graf heute noch nicht, nun, so konnte es morgen sein, vielleicht noch später, aber einmal sicher. Und stolz begab sich Herr David Lute in sein Departement.

Es sah aus, als wolle wieder fröhlicheres Leben auf Orr-Föhthof eintreten. Die Kutschen rasselten wieder die Allee herauf und brachten Gäste herbei. Schlank, feine, lachende Frauen in bunten, leuchtenden Kleidern, mit kostbarem Pelzwerk darüber her, jagdlustige junge Männer in schweren Reiseumänteln, umgeben von klaffenden Meuten. Auf der Reitbahn im Park wurden die edlen Kenner der Gäste von den Dienern bewegt. Zierliche Josen eilten die Gänge hinunter, die raschelnden, seidenen Gewänder der Gnädigen über den Arm gehängt. Die Baronin Hahn hielt wieder Hof in ihrem großen, kostbar ausgestatteten Salon, sah den zur Fuchsjagd aufbrechenden Gästen lächelnd nach und gedachte wehmütig der Zeiten, wo sie selbst auf stinkem Pferde hinter der Meute her hiehte. (Schluß folgt)



117-jähriger Kurländer mit seiner 90-jährigen Tochter.

Phot. Gebr. Baerfel.



An der Ostfront: Am Brunnen in einem Dörfchen vor Brest-Litowsk.

B. F. A.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. W. J. Damm. — Verlag und Druck: W. Girardet, Essen.